

HEYNE <

Das Buch

Amber und Kirsty könnten nicht unterschiedlicher sein. Amber arbeitet als Putzfrau im Vergnügungspark Funnland, Kirsty ist eine erfolgreiche Journalistin und glückliche Familienmutter. Doch die beiden verbindet ein schreckliches Ereignis, das viele Jahre zurückliegt. Als in Funnland ein Mord geschieht, soll Kirsty vom Tatort berichten, und die beiden Frauen begegnen sich plötzlich wieder. Sofort werden die alten Dämonen der Vergangenheit wach: 1986 standen sie beide als Elfjährige in einem Fall vor Gericht, der das ganze Land schockierte. Sie waren angeklagt, die kleine Chloe umgebracht zu haben, und mussten eine jahrelange Jugendstrafe absitzen. Nun haben sie neue Identitäten angenommen, und niemand in ihrem Umfeld weiß, wer sie wirklich sind. Es ist ihre größte Angst, dass ihr mühsam aufgebautes Leben zusammenstürzen könnte, doch durch ihre Begegnung werden sie mit ihrer Lebenslüge konfrontiert und schließlich vor eine bittere Wahl gestellt.

Die Autorin

Alex Marwood ist das Pseudonym einer erfolgreichen britischen Journalistin. Sie lebt in London und arbeitet an ihrem nächsten Roman.

Alex Marwood
IM SCHATTEN
DER LÜGE

Thriller

Deutsch
von Barbara Häusler

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE WICKED GIRLS
erschien 2012
bei Sphere, Little, Brown Book Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2012
Copyright © 2012 by Alex Marwood
Copyright © 2012 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlagabbildung: © Sasha Bell/Flickr/Getty Images
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Bad Aibling
ISBN: 978-3-453-40942-2

www.heyne.de

PROLOG

1986

Es gibt eine Decke, aber der Geruch, der aus ihren Falten aufsteigt, lässt sie vermuten, dass sie noch nie gewaschen wurde. Die Zellen sind überheizt, und obwohl Jade sie, gleich nachdem sie sie hier hereinbrachten, zusammengerollt und in eine Ecke des Raums geschoben hat, ist der Gestank nach alter Pisse und ungewaschener Haut schwer zu ignorieren. Officer Magill hebt sie, zusammengeknäuelte wie sie ist, auf und streckt sie ihr entgegen. »Du musst das überziehen«, sagt sie. »Über den Kopf. Offenbar soll man dein Gesicht nicht sehen.«

Das ist ziemlich überflüssig. Jades Gesicht war vor Monaten in sämtlichen Zeitungen und wird es morgen wieder sein. Abweisend mustert sie das Laken. Officer Magills Augen werden schmal.

»Weißt du was, Jade?«, sagt sie. »Meinetwegen kannst du gern unverhüllt da rausgehen, wenn du willst. Die brennen alle drauf, dich zu sehen, glaub mir. Mir ist das egal.«

Sie haben mich doch schon gesehen, denkt Jade. Immer und immer wieder. In den Zeitungen, in den Nachrichten. Deshalb lassen sie uns doch jedes Jahr in der Schule zu diesen Porträtaufnahmen antreten. Nicht für unsere Familien. Vielmehr damit es immer ein Foto gibt, das man den Zeitungen verkaufen kann. Damit die etwas haben, an dem sie ihre Schlagzeilen aufhängen können. DIE WELT BETET.

FINDET UNSEREN ENGEL. Oder, wie in meinem Fall,
DAS BÖSE ENGELSGESICHT.

Durch die offene Tür kann sie Bel schreien hören. Immer noch. Sie hat damit angefangen, als der Urteilspruch einging, und das ist Stunden her. Jade hingegen konnte durch die dicken Zellenwände bislang nur die Stille hören. Kein Laut dringt hindurch: weder die lechzende Meute noch die vorbeieilenden Schritte derer, die mitten in den Vorbereitungen stecken. Ab und zu das metallische Klicken, mit dem die Abdeckung des Gucklochs beiseitegeschoben wird, oder der Knall einer anderen schweren Tür, die zugeschlagen wird; ansonsten steinerne Stille, nur das Geräusch ihres eigenen Atems, der Klang ihres rasenden Herzens. Als Officer Magill die Tür öffnete, war der Lärm schier überwältigend, selbst hier im Keller: die wilden Sprechchöre fremder Menschen, die Gerechtigkeit verlangten. Die Meute will sie. Sie und Bel. So viel versteht sie.

Magill streckt ihr erneut die Decke hin. Diesmal nimmt Jade sie. Man wird sie so oder so dazu zwingen, sie sich umzuhängen, ob sie will oder nicht. Ihre Hände berühren sich, und Magill zuckt vor dem Kind zurück, als ob Gift an seiner Haut klebte.

Bel klingt wie ein kreischendes Tier, das in der Falle sitzt. Sie würde sich den eigenen Arm abbeißen, wenn sie dadurch entkommen könnte, denkt Jade. Für sie ist es schlimmer als für mich. Sie hat nicht so ein schwieriges Leben gehabt wie ich.

Officer Magill wartet mit heruntergezogenen Mundwinkeln. »Wie fühlst du dich, Jade?«

Einen Moment lang glaubt Jade, dass die Frau sich um sie sorgt, aber ihr Gesicht spricht eine andere Sprache. Jade starrt sie mit aufgerissenen Augen an. Ich fühle mich klein, denkt sie. Klein und allein und verängstigt und verwirrt.

Ich weiß, dass die Meute nach mir verlangt, aber ich verstehe nicht, warum sie mich so hassen. Wir haben es nicht gewollt. Wir haben nie gewollt, dass es passiert.

»Nicht besonders, stimmt's?«, fragt Magill schließlich, ohne eine Antwort abzuwarten. »Fühlt sich nicht besonders an, wie?«

Bels Stimme, Kampfgeräusche im Flur: »Neinneinneinnein! Bitte! Bitte! Ich kann nicht! Ich will meine Mama! Mammmmaaa! Ich kann nicht! Bringt mich nicht da raus! Neinneinnein, niiiicht!«

Jade dreht sich zu Officer Magill um. Ihr Gesicht gleicht einer Halloweenmaske, voller grimmiger Furchen in Schwarz und Rot. In ihrem Blick der gleiche Hass und Abscheu wie in den Stimmen des Mobs draußen. Jade ist schuldig. Keiner soll so tun, als hielte man sie für unschuldig.

So ist es, das sind wir: nicht »die Verdächtigen«, nicht »die Kinder in Haft«. Wir sind »die Mädchen, die Chloe umgebracht haben«. Wir sind jetzt der Teufel.

Magill schaut über ihre Schulter, um zu sehen, ob einer ihrer Vorgesetzten sie hört, und senkt die Stimme.

»Geschieht dir verdammt recht, du kleines Miststück«, zischt sie. »Wenn es nach mir ginge, würden sie die Todesstrafe wieder einführen.«

KAPITEL 1

2011

Martin sieht auf seine Armbanduhr. Fast zehn. Bald geht sie zur Arbeit. Die Neonlichter der Achterbahn von Funnland sind ausgeschaltet, jetzt flackern die Halogenbogenlichter auf, die den Vergnügungspark nach Feierabend in gleißendes Licht tauchen – um Nachzügler zu vertreiben, aber auch, damit die Putzleute die Kaugummiklumpen, die klebrigen Softdrinkflecken und das achtlos verschmierte Ketchup sehen können. Sie wird in den Umkleideräumen sein. Wie viele Leute mit Lochkarte nimmt sie es mit der Ankunftszeit peinlich genau, die tatsächliche Aufnahme der Arbeit lässt sie jedoch gemächlicher angehen. Sie wird sich aus ihrer Privatkleidung schälen und sie durch Trainingsanzug und Overall ersetzen.

Er spürt eine vertraute Wut über die Art und Weise aufsteigen, in der sie ihn einfach schneidet. Keine Reaktion, kein Kontakt; nur leere Stille, Tag für Tag. Ob sie überhaupt an ihn denkt? Drei Stunden hat er es ausgehalten, aber jetzt kann er nicht mehr. Er nimmt das stumme, elende Telefon und ruft ihre Nummer auf. Tippt einen Text ein: *Bitte antworte mir. Ignoriere mich nicht.* Beobachtet das Display, wie es arbeitet und sendet.

Auf der Straße unten ein Jungesellinnenabschied. Das weiß er, weil sie lauthals »Going to the Chapel« grölen. Es ist immer dieses Lied oder »Nice Day for a White Wedding«, bloß der Refrain, wieder und wieder, oder »Here

comes the bride, short, fat and wide«. Es gibt Millionen von Liedern, aber auf derlei Partys singen sie immer das gleiche.

Ein spitzer Schrei auf der Straße, gefolgt von Gekicher im Chor. Jemand ist hingefallen. Martin schiebt sich aus dem Bett und geht ans Fenster. Reißt den Vorhang auf und sieht hinaus. Acht junge Frauen in verschiedenen Rauschstadien. Die Braut – kurzer Schleier und »Anfänger«-Schild auf Rücken und Brust – liegt auf dem Boden, gescheitert an acht Zentimeter hohen Stöckelschuhen und einem stattlichen Hinterteil. Mit einem beachtlichen Plumps ist sie in ihrem schlauchförmigen Minirock auf den Bürgersteig geknallt, der Bauch hängt über den Bund, und Titten quellen aus ihrem Dekolleté, während zwei ihrer Freundinnen an ihrem blassen Arm mit Fettgrübchen zerren. Die übrigen Freundinnen stehen verstreut auf dem Gehweg herum und zeigen torkelnd und johlend mit dem Finger auf sie. Eine von ihnen – Hotpants, riesige Reifenohrringe und bauchfreies Top – bittet Männer, die sich an der strampelnden Braut vorbeischlängeln, um Feuer.

Bauchfreies Top landet einen Glückstreffer. Eine Gruppe Junggesellen – jedes Wochenende wird die Stadt von ihnen überrannt, es sind die Art von Junggesellenabschieden, deren Teilnehmer es sich nicht leisten können, denen die Pässe fehlen oder deren Bewährungsauflagen es nicht zu lassen, Sangriakotze auf warmem spanischem Asphalt zu verteilen – bleibt stehen, man gibt ihr Feuer und kommt ins Gespräch. Nun, eher in ein wechselseitiges Geschrei. Kein Mensch kommuniziert vor Martins Fenster mit weniger als Gebrüll, das Gehör zerstört von wummernden Bässen, das Gespür für andere Menschen ruiniert von Alkohol, Ecstasy und Kokain, was heutzutage weniger zu kosten scheint als ein Päckchen Zigaretten. Und man muss noch nicht mal zum Konsumieren rausgehen.

Schließlich kommt die Braut wieder auf die Beine. Sie humpelt – oder tut nur so – und benutzt die Schulter eines der Männer als Stütze. Martin beobachtet, wie die Hand des Mannes unter den Rock wandert und sich zentimeterweise nach oben vorarbeitet. Die Braut gackert, versetzt seiner Hand einen halbherzigen Klaps und klimpert dabei aufmunternd mit den Wimpern. Die Hand kehrt zurück. Sie gehen die Straße hinauf in Richtung Nachtclubviertel.

Bauchfreies Top bleibt, an das Schaufenster eines Geschäfts gelehnt, zurück und unterhält sich mit dem Feuerzeug-Spender. Sie schwankt und scheint nicht zu merken, dass ihre Freundinnen um die Ecke verschwinden. Sie zieht an ihrem Top, richtet ihre zusammengepressten Brüste auf und schnippt sich eine vor Gel strotzende Haarsträhne aus den Augen. Lächelt den Mann kokett an, versetzt ihm einen leichten Stoß auf den Oberarm. Modernes Paarungsverhalten. Man muss einem Mädchen nicht mal mehr einen Drink zahlen. Leih ihr einfach dein Feuerzeug, und sie gehört dir.

Martin lässt den Vorhang wieder herunter und schlurft ins abgedunkelte Zimmer zurück. Depressionen dringen bis in den tiefsten Winkel seines Ich. Er versteht die Welt nicht. Manchmal glaubt er, dass sie sich die Straße vor seinem Apartment nur deshalb aussuchen, um ihn zu verhöhnen. Um ihn an den Spaß zu erinnern, den er nicht hat; an die Tatsache, dass sich diese glitzernden, tanzenden Kreaturen schleunigst auf die andere Seite des Bürgersteigs verkrümmeln würden, wenn er sich ihnen anschlosse. Whitmouth ist eine Enttäuschung für ihn. Er hatte erwartet, dass ihm die Welt zu Füßen liegen würde, sobald seine Mutter tot und er in der Lage wäre, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Stattdessen ist er ein Voyeur: Er beobachtet, wie andere Menschen sich amüsieren – wie im Fernsehen.

Ich habe das hier für ein Märchenland gehalten, denkt er,

als er die helle Deckenlampe einschaltet. Als ich Kind war. Und wir von Bromwich hierherzogen. Damals waren hier nur Familien: Nachmittagstees, das Gewusel am Landungsteg – ein höheres Gebäude als das Hafengebäude gab es meilenweit nicht. Darum bin ich zurückgekommen: wegen all dieser schönen Momente, all den Erinnerungen, all der Hoffnung. Jetzt traue ich mich kaum, im Vorbeigehen in irgendwelche Ladeneingänge zu schauen, aus Angst, dort Linzi-Dawns angezogene Knie zu sehen und dazwischen die tiefhängende Jeans von Kiefer, der drauflosvögelt. Und ich außen vor, unerwünscht, der ewige Zuschauer.

Sie hat immer noch nicht geantwortet. Martins Haut kribbelt, als er auf das leere Display starrt. Was glaubt sie eigentlich, wer sie ist?

Er wirft das Telefon aufs Bett, schaltet den Fernseher ein und schaut sich die schlechten Nachrichten auf BBC an. Verdammt noch mal, Jackie. Du hast kein Recht, mich so zu behandeln. Wenn sich rausstellt, dass du wie alle anderen bist, wieso hast du dann so getan, als wärst du etwas anderes?

Ein weiterer Schrei auf der Straße. Martin schaltet den Fernseher auf volle Lautstärke. Der Zorn der Zurückweisung kriecht ihm unter die Haut; unsichtbar, auch durch Kratzen nicht wegzukriegen. Sie soll doch nichts weiter tun, als ihm per SMS zu antworten. Er will nicht raus, aber wenn sie sich weigert, ihm zu antworten, wird er es müssen. Seine Mutter hat ihm schon immer versichert, dass Beharrlichkeit die wichtigste Eigenschaft im Leben ist. Und er ist der Beharrlichste von allen.

KAPITEL 2

Amber Gordon entrümpelt den Schrank für Fundsachen einmal in der Woche. Diese Arbeit macht sie am liebsten von allen. Sie liebt Ordnung, das Verknüpfen loser Enden, auch wenn die losen Enden hier sich niemals zusammenfügen werden, wenn binnen neun Monaten niemand zurückkommt und nach ihnen fragt. Sie genießt die Neugier, das ungestörte Gefühl, im Leben anderer Leute herumzuschneifeln, wenn sie die Sachen bestaunt – Gebisse, Diamantohrringe, Terminkalender –, deren Besitzer den Verlust entweder nicht bemerkt haben oder meinen, sie seien es nicht wert, ihretwegen noch zurückzukehren. Für die Putzleute von Funnland ist der Sonntagabend fast wie Weihnachten.

Heute Abend ist die Ausbeute gut. Zwischen den vergessenen Regenschirmen, den Plastiktüten mit Erinnerungsmünzen, den *Ein-Geschenk-aus-Whitmouth*-Schlüsselanhängern liegen immer wieder echte Schätze. Ein kitschiges vergoldetes Armband mit Anhängern – Herzen, kleine Amor-Figürchen und klimpernde Halbedelsteinsplitter. Ein MP3-Player, ein Billigteil zwar, keines von diesen Schnickschnackdingern mit Touchscreen, aber funktionsfähig und bereits mit Musik drauf. Eine Riesentüte Haribo. Und eine Telefonkarte für Auslandsgespräche, noch originalverpackt und unbenutzt. Amber lächelt, als sie sie entdeckt. Sie weiß, wem ein langes Telefonat nach Hause guttäte. Danke, vergnügungssüchtiger Fremder, wer immer du bist, denkt sie. Du weißt es vielleicht nicht, aber du wirst heute Abend jemanden in St. Lucia sehr glücklich machen.

Sie schaut auf ihre Armbanduhr und sieht, dass sie schon fast zu spät zur Teepause kommt. Schließt den Schrank wieder ab, verstaut die Geschenke in ihrer Umhängetasche und hastet durch die in Flutlicht getauchte Halle Richtung Café.

Moses raucht wieder. Er macht sich irgendwie einen Sport daraus. Er weiß, dass sie es weiß – seit nirgendwo geraucht werden darf, fällt in Innenräumen selbst ein einziger Tabakhauch auf wie Lippenstift auf einem Kragen. Er provoziert sie dennoch gern, beugt die Regeln und wartet ab, was passiert. Sie sind in dieser Angelegenheit zu einem unausgesprochenen Waffenstillstand gekommen. Amber spürt, dass es Schlachten gibt, die zu schlagen sich lohnen, und Schlachten, die verlorene Liebesmüh sind, und diese hier gehört in die zweite Kategorie.

Außerdem ist er ein guter Arbeiter. Bis die Belegschaft des Cafés am Morgen eintrifft, wird der Boden glänzen, hygienisch sauber sein und nach künstlicher Zitrone duften.

Als sie die Tür öffnet, sieht sie, wie er zusammenzuckt und seine Kippe in die offene Coladose vor sich wirft. Sie unterdrückt ein Lächeln, als er eine Miene verletzter Unschuld aufsetzt und gleichzeitig so tut, als hätte er sie nicht bemerkt. Wie jedes Mal sieht Amber ihm demonstrativ in die Augen und schenkt ihm ein wissendes Lächeln. Wie oft man sich im Leben doch zum Komplizen eines anderen machen muss – als Chefin sogar noch häufiger als zuvor.

Amber entgeht sehr wenig von dem, was in Funnland passiert. Der Raum ist voller Menschen, deren kleine Marotten sie entschlossen ignoriert. Etwa Jackie Jacobs, die alles stehen und liegen lässt, sobald ihr Handy klingelt, die aber durch ihre unaufhörlichen Anzüglichkeiten für eine gute Stimmung im Team sorgt. Die Tatsache, dass Blessed Ongom im Café jeden Abend die Erste und die Letzte ist,

davor und danach aber doppelt so viel arbeitet wie ihre Kollegen. Und natürlich Moses, der einen Pferdemagen hat und dem man die Beseitigung von Hinterlassenschaften der Besucher übertragen kann, die zartbesaiteteren Kollegen die Tränen in die Augen treiben.

Der Raum ist voll. Ihre gemeinschaftliche Teepause ist ein Ritual, das keiner dieser Nachtarbeiter verpasst hätte, nicht um alles in der Welt; nicht mal die Neuen, auch die nicht, deren Englisch so dürftig ist, dass sie sich mit Lächeln und Zeichensprache verständigen müssen. Eine Nacht damit zuzubringen, die Reste zu beseitigen, die das Vergnügen anderer Leute hier hinterlassen hat, ist eine anstrengende Aufgabe, Amber weiß das. Wenn eine Verschnaufpause und ein paar Donuts vom Vortag das Ganze erträglicher machen, sieht sie keinen Sinn in symbolischem Peitschenknallen. Solange bis zum Schichtende um sechs Uhr früh alles erledigt ist, fragt sie nicht danach, wie sich ihre Leute die Zeit einteilen. Und es ist nicht damit zu rechnen, dass Suzanne Oddie oder sonst jemand aus der Zentrale jemals mit Stoppuhr und Klemmbrett hier anrückt, solange sie unter ihren Bettdecken aus ägyptischer Baumwolle liegen können. Das ist der große Vorteil unsozialer Arbeitszeiten: Solange die Arbeit erledigt wird, interessiert es keinen, wer sie macht oder wie.

Moses zieht ein langes Gesicht, und seine dunklen Augen blicken zunehmend misstrauisch, als Amber plötzlich auf seinen Tisch zusteuert. Er glaubt, dass ich ihm jetzt endlich einen Rüffel verpasse, denkt sie. Obwohl wir uns seit Jahren kennen, betrachtet er mich – wie alle anderen auch – seit meiner Beförderung mit leichtem Argwohn. Sie lächelt und sieht, wie die Skepsis steigt. Zwingt sich zu einem Lachen, auch wenn sie ein klein wenig verletzt ist. »Alles in Ordnung, Moses«, ruft sie beruhigend. »Ich hab was für dich.«

Sie erreicht seinen Tisch, zieht die Telefonkarte aus der

Tasche und streckt sie ihm hin. »Fundsachennacht«, sagt sie. »Da sind ungefähr zwanzig Pfund drauf, glaube ich. Ich dachte mir, du willst vielleicht deine Oma anrufen.«

Sein Argwohn schwindet, und plötzlich leuchtet sein Gesicht vor Freude. Moses' Großmutter in Castries ist kürzlich krank geworden; wahrscheinlich macht sie es nicht mehr lange. Amber weiß, dass er das Geld für einen Flug zur Beerdigung nicht auftreiben kann, aber ein letztes Telefonat kann den Verlust vielleicht lindern.

»Danke, Amber«, sagt er und strahlt sie an. »Danke. Das weiß ich zu schätzen.«

Amber wehrt ab und schüttelt ihr Haar. »Ach Quatsch«, meint sie, »ist doch nicht meins, egal«, und geht weiter. Sie weiß, und alle anderen wissen es auch, dass das nicht ganz stimmt. Ihr Vorgänger betrachtete Fundsachen als seinen persönlichen Bonus. Aber das bringt sie nicht fertig. Noch nie in ihrem Leben hat sie so viel verdient, und sie wäre sich mies vorgekommen, wenn sie dieser Gruppe von Menschen, die allesamt am Rande des Existenzminimums lebten, diese kleinen Extravergnügen vorenthalten hätte. Sie sind nicht nur ihre Angestellten, sondern auch ihre Nachbarn. Ihre Freunde. Wenn sie bei der Arbeit auf Distanz ginge, würden sie sie auf der Straße bald nicht mehr grüßen. Das Armband schenkt sie Julie Kirklees, einer spindeldünnen Achtzehnjährigen, deren gruftimäßiges schwarzes Augen-Make-up wahrscheinlich häufig das ein oder andere Veilchen kaschieren soll. Dann geht sie zum Tresen.

Sie schenkt sich aus der Kanne eine Tasse heißen Tee ein und gibt zwei Stück Zucker dazu. Mustert die Kühltheke und die abgedeckten Platten darauf. Dieser Job bietet ziemlich wenig Vergünstigungen, doch die schier unendliche Versorgung mit Junkfood ist eine davon. Amber hegt den Verdacht, dass einige aus ihrer Belegschaft von wenig mehr

als halbverdorbenen Hamburgern, lauwarmen Würstchen, gefüllten Blätterteigröllchen und kalten Pommes leben und ihre einzige Obst- und Gemüsezufuhr in Tomatensuppe aus der Dose und Apfeltaschen besteht.

Sie hat eigentlich keinen Hunger. Will lediglich die Zeitspanne zwischen den Abrechnungen und der einzigen Reinigungsarbeit überbrücken, die sie sich selbst vorbehält, weil sie niemand anderem zutraut, sie angemessen zu erledigen. Flüchtig schweift ihr Blick über die Platten mit *scones*, den riesigen, weichen Keksen mit Schokoladensplittern. Hinter ihr macht Blessed eine Bemerkung mit einer Stimme, die vor wohlherzogenem Widerwillen trift.

»Ich weiß ja nicht«, sagt sie, »was die sich denken. Oder ihre Freunde ... Sind das Tiere, diese Leute?«

Amber entscheidet sich für ein Sandwich mit Schinken und Salat, das gestern abgelaufen ist. Innen wird es matschig sein, die Kruste wie Pappe, aber es ist nicht viel Salziges im Angebot, und auf Süßes hat sie keine Lust.

»Worum geht's, Blessed?«, fragt sie und wendet sich ihrem Tisch zu.

Jackie trinkt ihren Kaffee aus. »Blessed hat wieder mal einen Scheißhaufen gefunden«, verkündet sie.

»Was?« Amber setzt sich und beginnt, ihr Sandwich auszuwickeln. »Auf der Walzerbahn?«

Blessed nickt und zieht ein Gesicht. »Mitten auf dem Sitz. Ich versteh gar nicht, wie die das hinkriegen. Ich meine, sie müssen doch die Hosen runterlassen, um sich hinzuhocken.«

Jackies Gesicht bekommt einen träumerischen Ausdruck. »Ich frage mich, ob sie's bei voller Fahrt tun.«

»Das tut mir leid, Blessed«, sagt Amber. »Bist du damit klargekommen? Brauchst du mich, um ...?«

»Nein«, erwidert Blessed. »Zum Glück hat Moses sich schon drum gekümmert. Aber danke, nettes Angebot.«

»Dem Himmel sei Dank für Moses«, sagt Jackie. Neben ihrem Ellbogen macht ihr Handy plötzlich einen Satz und ruckelt über den Tisch.

»Heiliger Strohsack«, meint Tadeusz, der jäh aus seinen nächtlichen Träumereien erwacht ist. »Ich glaube es einfach nicht. Halb zwei morgens? Wer kriegt denn um halb zwei morgens Anrufe? Du bist wirklich unersättlich, Frau!«

»Du träumst«, zischt Jackie unwillig. Greift nach dem Handy und zieht die Stirn in Falten. »O Scheiße, Mist.«

Amber beißt in ihr Sandwich. Warm, durchgeweicht und irgendwie tröstlich. »Was ist los?«

Jackie schiebt ihr das Handy hinüber. Über Ambers Schulter liest Tadeusz den Text auf dem Display. *Wo bist du? Du hast kein Recht, das zu tun. Ruf mich an!*

»Da ist jemand sauer«, bemerkt er.

»Eher verrückt«, meint Jackie.

Tadeusz starrt sie mit neuem Respekt an. »Du hast einen Stalker?«

Sie schaut vom Display auf und sieht ihn scharf an. »Erhöht das meinen Marktwert, Tad?«

Tadeusz zuckt die Achseln. Er ist eine hagere, etwas wölfische Erscheinung und deshalb gewöhnt an leichte Eroberungen und klammernde Liebschaften. Blessed schaut besorgt drein. »Wer ist dieser Mann?«

»Bloß ... ein blödes, kleines arschloch. Ich bin zweimal mit ihm ausgegangen.«

Und alles andere, denkt Amber erbarmungslos. Sie sagt jedoch nichts und schiebt das Telefon wieder über den Tisch zurück. Sie hat schon vor langer Zeit gelernt, sich nicht zum Richter aufzuspielen. Zumindest nicht hörbar.

»Du wirst doch nicht antworten, oder?«, fragt Blessed. »Du solltest überhaupt nicht reagieren, Jackie.«

Jackie schüttelt den Kopf. »Nein, nicht mehr. Ich war doof und hab ihm am Anfang ein bisschen nachgegeben, aber nein, jetzt nicht mehr. Hinterhältiger kleiner Wichser. Ich bin nur zu der zweiten Verabredung gegangen, weil es mir für ihn leidgetan hat, dass er ihn beim ersten Mal nicht hochgekriegt hat.«

»Jackie!« Blessed kann diese Redeweise nicht ausstehen. Und doch sitzt sie immer an Jackies Tisch. »Du solltest wirklich nicht antworten. Du musst vorsichtig sein. Frauen werden umgebracht. Du weißt das. Du musst vorsichtig sein!«

»Wohl kaum«, erwidert Jackie. »Der ist kein Scheißserienkiller. Bloß ein trauriger kleiner Wichser.«

»Darüber solltest du keine Witze machen«, sagt Blessed. »Dieses Jahr waren es schon zwei Mädchen in Whitmouth, direkt an der Ausgehmeile. Du weißt nichts über diesen Mann. Nicht wirklich.«

»Das war kein Witz, Blessed. Sorry.«

Blessed schüttelt den Kopf. »Lass gut sein. Ich verstehe nicht, wie die Leute das so auf die leichte Schulter nehmen können.«

»Weil die zwei nicht von hier waren«, sagt Tadeusz. »Ganz einfach.«

»Schrecklich«, meint Blessed, »wenn du so denkst.«

»Aber stimmt doch«, entgegnet Tadeusz. »Keiner von hier hat eins der Mädchen gekannt, also zählt es nicht.«

»Aber es sind doch immer noch *Menschen*«, sagt Blessed.

»Schon«, sagt Jackie. »Aber sie haben nicht zu *uns* gehört. Wenn es jemand von *uns* gewesen wäre, hätten wir auch Angst, draußen rumzulaufen. Aber Gott sei Dank waren sie von außerhalb. Das ist jedenfalls meine Meinung.«

Entsetzt schüttelt Blessed den Kopf. »Wie kalt du bist, Jackie.«

»Realistisch«, korrigiert Jackie.

»Wie lange geht das überhaupt schon«, will Blessed wissen. »Mit diesem Mann ...«

Jackie seufzt und legt das Handy hin. »Ach. Ewig. Was meinst du, Amber? Ungefähr sechs Monate?«

»Keine Ahnung«, sagt Amber. »Woher soll ich das wissen?«

Sie könnte schwören, dass Jackie einen Schmollmund zieht. »Na ja, er ist *dein* Freund.«

Das ist Amber neu. »Wie bitte?«

»Martin. Bagshawe.«

Der Name kommt ihr irgendwie bekannt vor, aber sie kann ihn keinem Gesicht zuordnen. Schüttelt den Kopf und merkt, dass sie die Stirn runzelt. »Wer?«

»Vics Geburtstag.«

»Vics Geburtstag? Der ist Monate her.«

»Ge-nau.«

Wieder schüttelt Amber den Kopf. Sie erinnert sich nicht allzu genau an Vics Geburtstag. Vor allem nicht daran, was andere Leute dort angestellt haben.

»Ich weiß es genau. Ich hab's dir gesagt. Dass ich diesen schmierigen kleinen Wichser nicht loswerde. Wo zum Teufel hat Vic so einen Irren als Freund aufgegabelt?«

Amber denkt zurück. Ein Samstagabend, das Cross Keys. Weniger eine Party als eine Sag-deinen-Freunden-Bescheid-wo-du-hingehst-Veranstaltung. Vic in Bestform, sein Arm den ganzen Abend auf ihren Schultern, er trinkt Whisky-Cola und verliert kein Wort darüber, als sie ihr drittes Glas trockenen Weißwein kippt. Ein schöner Abend, ein amüsanter. Und ganz dunkel, aus einem Winkel ihres Gedächtnisses kommt die Erinnerung an Jackie, spät am Abend um irgendeinen Typen gewickelt – eine zierliche Gestalt in einem Anorak, soweit sie sich erinnert. Ein Anorak am Sams-

tagabend. Wahrscheinlich hatte Jackie ihre Heineken-Brille auf, wenn sie mit so was rumknutschte.

»Gib nicht Vic die Schuld, Jacks. Man kann im Cross Keys nicht mal eben wem sagen, er soll abhauen, oder? Das ist bloß so ein Typ, der da verkehrt.«

»Nein«, widerspricht Jackie, »er hat gesagt, Vic sei ...«

Amber kann ein Grinsen kaum unterdrücken. »Und dir ist nicht eingefallen, Vic zu fragen?«

»Also, wenn mich *irgendwer* gewarnt hätte ...«

»Wenn du *gefragt* hättest, wären wir dazu vielleicht in der Lage gewesen. Ich glaube nicht, dass Vic überhaupt weiß, wie er heißt. Er ist nur einer von diesen schrägen Pubtypen, die man nicht abschütteln kann.«

»Siehst du«, sagt Blessed, »genau das meine ich. Du musst vorsichtig sein. Du kannst nicht einfach ... Leute in Pubs aufgabeln.«

Jackie wirft ihr einen schnellen Blick zu. »Tja. Die Kirche ist halt nicht mein Fall, Blessed. Trotzdem danke. Herrgott noch mal, ich hab eigentlich nur mit ihm geredet, weil er mir leidgetan hat.«

»Du bist mir ja eine, Jackie«, sagt Tadeusz.

»Na ja«, erwidert Jackie, wir können nicht alle Glücksschlampen wie Amber sein. Nicht jede von uns hat so einen reizenden, warmherzigen Vic zu Hause.«

»Du solltest es der Polizei erzählen«, sagt Blessed. »Im Ernst. Wenn der Mann dich ständig belästigt.«

Jackie lacht. »Jaja. Klar.«

»Nein, solltest du wirklich. Wenn es dich beunruhigt, solltest du um Hilfe bitten.«

Amber ist oft verblüfft, dass von allen Menschen, die sie kennt, ausgerechnet diejenige ein unerschütterliches Vertrauen in die Behörden zeigt, die die ersten zwei Drittel ihres Lebens in Uganda verbracht hat. Blessed ist aus der

schwarzafrikanischen Hölle mit einem moralischen Gerüst aufgetaucht, das ihre Nachbarn beschämt. Sie erinnert sich an ihr letztes Geschenk und greift in ihre Tasche. Beugt sich zu Blessed und senkt die Stimme, während die anderen weiterreden. »Das hab ich bei den Fundsachen gefunden«, sagt sie und hält ihr ehrfürchtig den MP3-Player hin.

»Was ist das?«, fragt Blessed. »Ganz bestimmt nichts, das ich verloren habe.«

»Ein MP3-Player«, antwortet Amber. »Ich dachte, er könnte Benedick gefallen. Tut mir leid, dass es kein iPod ist, aber er macht genau dasselbe.«

»Wirklich?« Blessed wirkt völlig baff. »Aber der muss eine Menge wert sein, könnte ich mir denken.«

Erneut ertappt sich Amber dabei, dass sie ihre Großzügigkeit mit einem Schulterzucken abtut. Sie weiß, wie schwierig das Leben als alleinerziehende Mutter für Blessed ist und dass ihr Sohn viele Geräte nicht hat, die seine Altersgenossen für selbstverständlich halten. »Wahrscheinlich nicht. Ich weiß nicht. Aber es ist schon ein bisschen Musik drauf, schau. Immerhin ein Anfang.«

»Ich ...« Blessed schaut sie mit Tränen in den Augen an. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Dann sag eben nichts«, meint Amber. »Nimm ihn einfach.«

»Warum tauschst du nicht einfach dein Handy aus?« Tadeusz nimmt Jackies Telefon und scrollt durchs Menü.

»Tjaaaa«, sagt Jackie. »Weil ich's mir nicht leisten kann?«

»Aha«, meint Tadeusz. Sich Dinge nicht leisten zu können, damit kennen sich hier alle aus. Kein Mensch putzt nachts den Dreck anderer Leute weg, wenn er eine Alternative hat. Er drückt die Antworttaste und beginnt, Buchstaben einzutippen.

»Was machst du da?« Die Beunruhigung in Blessed's Stimme ist offensichtlich. »Tadeusz! Lass das!«

Tadeusz tippt weiter.

»Ich sagte, nicht antworten. Sonst macht man ihm Hoffnung auf eine Beziehung. Sie muss ihn ignorieren. Das ist die einzige Möglichkeit.«

»Schon okay.« Tadeusz blickt hoch und lächelt ihr kurz zu.

»Gib's wieder her, Tadeusz«, sagt Jackie.

Er drückt auf Senden und reicht ihr das Handy zurück.

»Scheiße«, sagt Jackie. »Was hast du gemacht?«

Sie hackt auf die Tasten ein und scrollt durch ihre Gesendet-Liste. Öffnet die Textnachricht und fängt an zu lachen.

»Was ist los? Was steht drin?«, will Blessed wissen.

»*Ihre Nachricht konnte nicht gesendet werden, weil die Nummer abgeschaltet wurde.* Genial. Du bist echt ein Genie.«

Tadeusz rückt vom Tisch ab und verschränkt befriedigt die Arme.

Das Handy vibriert erneut. Jackie liest den Text vor. »*Test.*« Sie beginnt zu tippen.

Amber schaut auf ihre Armbanduhr. Es geht auf drei Uhr zu. Bis zur Dämmerung ist noch viel zu tun. »Auf geht's, Leute«, sagt sie. Steht auf, um zu zeigen, dass es ihr ernst ist. »Es ist schon spät. Wir müssen an die Arbeit zurück, sonst sind wir die ganze Nacht hier.«

Die gesamte Belegschaft folgt ihrem Beispiel und rührt sich. Beim Fenster dreht sich Moses demonstrativ eine Zigarette, um sie draußen zu rauchen. Alle stehen auf. Tadeusz hat heute die Café-Schicht. Er nimmt die Tassen der anderen und schlendert zu den Küchenmülleimern.

»Genau«, sagt Jackie. »Keine Ruhe für die Gottlosen.«



Alex Marwood

Im Schatten der Lüge

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40942-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2012

Ein Thriller, der alle Vorstellungen von Schuld und Verbrechen infrage stellt

Zwei Frauen treffen sich zufällig nach 25 Jahren wieder. Damals verbrachten sie als Elfjährige einen verhängnisvollen Sommertag miteinander, der sie zu Mörderinnen machte. Sie haben zwar neue Identitäten angenommen, aber ihr schlimmster Albtraum ist, dass ihre Vergangenheit sie einholt. Wie ein einziger Fehler ein Leben zerstören kann, das schildert Alex Marwood in ihrem abgründigen und psychologisch ausgefeilten Roman „Im Schatten der Lüge“. Sie beschreibt das Labyrinth einer düsteren Vergangenheit, aus dem es kein Entrinnen gibt. Und sie erzählt, ohne ihre Heldinnen zu verurteilen – subtil, modern und packend.

Anke Göbel, Lektorat